

gutes leben
bene!



Gertrude von Holdt

Auf hoher See

GESCHICHTEN ZWISCHEN
EBBE UND FLUT



*Bevor es jetzt mit den Geschichten losgeht,
möchte ich mich bedanken:
bei meiner Familie und meinen Freunden, die mich
immer unterstützt und ermuntert haben, meine Ideen
umzusetzen und Geschichten zu schreiben.*

*Mein besonderer Dank gilt denjenigen, die mir ihre
Geschichten für dieses Buch zum Nacherzählen
geschenkt haben.*

*Ich danke meiner Mutter, die leider im Februar
verstorben ist. Ebenso auch meinem Bruder Arne und
meinem Onkel Neuton, der mir ungehinderten
Zugang zu alten Fotos und Bildern gewährt hat.
Das alles hat das Buch erst möglich gemacht.*

*Danke und nochmals danke!
Und jetzt wünsche ich allen viel Freude beim Lesen!*



Warten auf die Seehunde.

INHALTSVERZEICHNIS

Prolog	9
Kapitäne, Seeleute, Seehundsjäger	11
Gedankenlose Jugend	14
Mann über Bord	19
Segler in Not	23
Lord	26
Tod auf der Sandbank	34
Wal in Sicht	37
Sturm über der Nordsee	42
Einmal Helsinki und zurück	47
Zwischenstopp Kopenhagen	52
Wasser und Eis	56
Helsinki	59
Routine macht viel aus, aber nicht alles!	63
Rotterdam oder der Rest vom Fest	67
Unterwegs mit dem Containerschiff	71
Epilog	165
 Über die Autorin	 173

PROLOG

Ich wurde im Januar 1948 geboren. Mein Sternzeichen wäre ein Steinbock, dem man die Eigenschaften »bodenständig« und »erdverbunden« zuschreibt. Das Sternzeichen mag ich, in Australien habe ich sogar am Wendekreis des Steinbocks gestanden; nur leider passen die Eigenschaften nicht so richtig zu mir. Mein Element ist das Wasser. Ich bin mit dem Meer verbunden. Geboren wurde ich auf einer Nordseeinsel, und auf einer Hallig lebe ich. Die Hallig Hooge, auf der ich als Kind immer wieder bei meinen Großeltern zu Gast war, ist heute meine Heimat. Die Geschichten meiner Ahnen fließen durch meine Seele – auch mit ihnen bin ich verbunden.

Als Kind »spaddelte« ich stundenlang im Wasser, bis ich blau und verschrumpelt war. In den Ferien begleitete ich meinen Vater, wenn er mit seinem Schiff durchs Wattenmeer fuhr. Ich war sein Bootsmädchen. Im Studium arbeitete ich als Schiffsköchin und als Siebzigjährige unternahm ich eine mehrwöchige Reise auf einem Containerschiff. Das Meer begleitet

mich in all seinen Formen – brüllend, spiegelblank,
verlockend, unendlich, abweisend, aber nie beängstigend!

Brüllend, wenn der Sturm es in seiner Gewalt hat.

Spiegelblank an Tagen, an denen alles zur Ruhe kommt.

Verlockend, wenn die kleinen Wellen wie eine Melodie an den Steindeich plätschern.

Unendlich, wenn Himmel und Meer am Horizont verschwimmen.

Abweisend, wenn das Grau den Blick nach unten verwehrt.

Und doch, seit Kindertagen wie ein lieb gewordener Freund!

TEIL 1

KAPITÄNE, SEELEUTE, SEEHUNDSJÄGER

Ein ehemaliger Kapitän und ich haben eine Namensliste von Menschen der Hallig Hooge, die auf großer Fahrt waren, erstellt. Es waren Kapitäne, Decksleute, Maschinisten, Elektriker, Zimmermann oder Funker – und die Familie von Holdt hatte daran, wie wir feststellten, den größten Anteil. Wen wundert es da, dass ich eine starke Affinität zur Seefahrt und dem Wasser habe?

Zu diesen Seefahrern gehörten mein Urgroßvater, Großvater, Vater und Onkels und sie sind nur die engere Verwandtschaft.

Neuton, der jüngste Bruder meines Vaters, übernahm die Berechtigung meines Großvaters, Seehunde zu schießen. Doch neben der Jagd pflegte und versorgte er Jungtiere, verlassene Heuler und verletzte Tiere.

Diese Fürsorge hatte Tradition. Mein Urgroßvater, der »alte« Hein, war der Erste, der damit begann. Es

war um 1900, in einer Zeit, in der jeder ein Gewehr hatte. Man durfte alles schießen, was vor die Flinte kam. Mein Urgroßvater verstand, dass die willkürliche Jagd dem Seehundbestand schadete. Für ihren Schutz setzte er durch, dass die Jagd auf Seehunde in die Jagdgesetze mit aufgenommen wurde.

Mit dem Jagdgesetz wurde auch die Dokumentation der Jagd zur Pflicht. Alles wurde notiert: Wer schoss wann und wo mit welchem Abstand wie viele Tiere? Die Einträge meines Urgroßvaters beginnen 1897 und lesen sich wie ein »who is who«, so viele illustre Namen sind da verzeichnet.

Ab Mitte der 50er-Jahre flog mein Großvater, der »junge« Hein, mit einem Fieseler Storch über das nordfriesische Jagdrevier, um einmal im Jahr den Bestand zu zählen. Danach richtete sich die gewährte Abschussanzahl pro Jäger.

Das Jagdbuch endet 1982. Inzwischen war der Bestand der Seehunde durch Krankheit so stark dezimiert, dass die Jagd verboten wurde, nur der Abschuss von kranken Tieren wurde erlaubt. Letztendlich gab mein Onkel Neuton die Seehundsjagd auf. Nun lebt er seit fast zwanzig Jahren auf dem Festland und wenn ich ihn besuche, höre ich seinen Geschichten aus vergangenen Tagen zu, über das Meer, die Menschen und meine Familie.



Mein Urgroßvater mit seinem Jagdhund, vor einem selbst gebauten Schrank mit ausgestopften Vögeln, die er geschossen hat.

GEDANKENLOSE JUGEND

*Auf den Halligen Hooge und Langeness.
Frühherbst 1950.*

Ich bin zwei Jahre alt. Wenn meine Eltern unterwegs sind, geben sie mich bei meiner Großmutter ab. Mein Vater ist selbstständig als Schiffer und meine Mutter begleitet ihn oft. Diesmal sind sie unterwegs, um Grand für die Straßenbefestigung zu holen.

Meine Eltern fahren mit der *Meta*, einem Holzschiff, das schon meinem Großvater gehört hatte. Das Schiff ist klein, handlich, stabil, und noch wichtiger: Es sichert meinem Vater das Einkommen. Das Schiff ist etwa zwölf Meter lang und sein Laderaum umfasst sechs Kubikmeter. Das Ruderhaus steht auf einer quadratischen Fläche von 1,5 Meter. Es ist so klein, dass sich ein erwachsener Mensch darin gerade einmal umdrehen kann, wenn er am Steuer steht.

An diesem Herbsttag steuert mein Vater das Schiff bei überraschend gutem Herbstwetter zum Middeloch, einer Sandbank aus grobem Kies. Sie liegt zwischen Amrum und Föhr. Luftlinie sind es nur unge-

fähr 60 Kilometer, aber für ein kleines Schiff auf seiner Route ist es ein weiter Weg.

Mein Vater fährt die Sandbank so an, dass die *Meta* bei Ebbe trockenfällt. Erst dann beginnt er, das Schiff mit Grand zu beladen – nur mit Hand und seiner Körperkraft. Schaufel für Schaufel! Es ist harte Knochenarbeit. Meine Mutter versorgt ihn zwischendurch mit Tee und Broten, ansonsten sitzt sie an Deck und genießt den sonnigen Tag.

Als es dämmt, ist der Laderaum mit Grand beladen und auch auf dem Deck erhebt sich ein Haufen aus Sand, Muscheln und Schlick. Nur langsam kommt das überladene Schiff in Bewegung und dreht ab in Richtung Hooge.

In der Dämmerung zeigt sich das wahre Herbstwetter. Es frischt auf und die *Meta* holt Wasser. Es schwappt durch die Tür ins Ruderhaus. Auf der einen Seite rein, auf der anderen raus. Vater hält in der einen Hand das Ruder, mit der anderen drückt er die Lenzpumpe auf und nieder. Mutter braucht beide Hände, um sich an der Ruderbank festzuhalten.

Der Wind verwandelt sich in einen brüllenden Sturm. Er türmt Wellen mit gewaltigen Schaumkronen auf. Die *Meta* schlingert wie ein Pingpongball dazwischen. Wasser dringt von allen Seiten auf das Schiff. Meine Mutter hat längst die Orientierung verloren. Sie hofft und betet, dass sie sicher ankommen.

Plötzlich verliert der Sturm an Wucht. Das Wasser wird ruhiger und die *Meta* läuft ganz langsam und gezielt in einen Wasserlauf. Dieser Priel heißt *Ilef* und er mündet in einem kleinen Hafen auf Langeneß.

Mein Vater hat die Orientierung nicht verloren und er weiß, was jetzt zu tun ist: einen sicheren Hafen suchen. Langeneß liegt 6,5 Seemeilen nördlich von Hooge. Um nach Hooge zu kommen, würde es noch etwas mehr als eineinhalb Stunden dauern. Da ist der kleine Hafen auf Langeneß schon besser!

An der Hafenkante steht ein Mann mit einer Tranfunzel, der die Leine entgegennimmt und das Schiff festmacht. Keiner sagt ein Wort. Man versteht sich auch so, selbst als sie gemeinsam zum Haus von Lorenz gehen, schweigen sie. Was sollten sie auch sagen?

In einem Lukebett schlafen meine Eltern tief und lang und erst am nächsten Morgen versucht man »bi de Ool«, beim Alten, meinem Großvater, anzurufen. Es wäre zwecklos gewesen, es nachts zu versuchen. Denn die Dame vom Amt, die die Verbindungen in der Telefonzentrale stöpselt, schläft dann.

Die ganze Nacht lang war mein Großvater immer wieder in die Warft gelaufen, um nach der *Meta* Ausschau zu halten. Er musste annehmen, dass sie in Seenot geraten war. Große Erleichterung, als er endlich seinen Sohn am anderen Ende der Leitung hört.

Nach dem Frühstück fahren meine Eltern fröhlich und ausgeschlafen nach Hooge.

Mein Vater ist noch öfter in Bedrängnis geraten, weil er seine Schiffe grundsätzlich überlud und dann die Luken nicht schloss. Einmal sofften er und mein Bruder tatsächlich ab – allerdings nur mit erheblichen Materialschäden.

Mein Vater war immer risikofreudig, denn er kannte das Wattenmeer und vertraute auf sein Wissen, seine Erfahrung und sein Gespür.

Ich denke, dass es mehr als nur Vertrauen war, das ihn glauben ließ, dass alles gut gehen würde, sondern: *De dor baaben* war mit ihm! Der da oben? Mein Vater war kein Kirchgänger und trotzdem ein gläubiger Mensch.



Alte Ansicht von Hanswarft auf Hooge.



Das sogenannte »Eisboot«, mit dem im Winter die Post zur Hallig und zum Festland transportiert wurde.

MANN ÜBER BORD

In einem kleinen Fischerhafen des Nordfriesischen Wattenmeers. Vorweihnachtszeit der 1930er-Jahre.

Sie tragen Öljacken und Wathosen, rüsten sich gegen das raue Wetter, doch die Kälte, der Regen und der Wind fressen sich durch ihre Haut und reißen an ihren Knochen.

Es ist noch dunkel, als die Männer den Fischkutter zum Auslaufen klarieren. Die Helfer holen die Leinen ein und fluchen leise: »Bi dit Schietwetter jaagt de Ole uns rut, man kann dat gor nich glöben. As wenn he nich al genug verdeent hett!« (Bei diesem Mistwetter jagt der Alte uns raus, man kann es gar nicht glauben. Als wenn er nicht schon genug verdient hätte.)

Der Alte, Neuton, ein Bruder meines Großvaters Hein, steht hoch und trocken im Ruderhaus. Er kann seine Männer nicht hören, und wenn, dann gnade ihnen Gott, denn wenn er eines nicht leiden mag, wenn rumgemeckert wird. Der Alte trägt eine dicke Joppe und Latschen. Diese *Latscho* sind oben mit Leder und unten mit Gummi bezogen.

Langsam löst sich der Kutter vom Pier und schippert aus dem dunklen Hafen. Die Maschine stampft wie ein Walross und tuckert zu den Krabbenfangstätten. Ein Netz nach dem anderen ziehen die Männer an Deck und mit jedem Hol wird die Laune schlechter. Es ist harte Arbeit unter harten Bedingungen. Zwei Männer bedienen eine Winsch, um die Netze aus dem Wasser zu heben. Dann blockieren sie die Winsch und mit einem »Ranholer« wird der »Steert« mit dem Fang von den Jungs über die Reling gehievt und geöffnet. Der Fang, Krabben, kleine Fische, Muscheln und Grünzeug, ergießt sich über das Deck. Nun müssen sie mit einem viereckigen Standsieb den Fang sortieren. Die kleinen Krabben fallen durch das Sieb, alles andere muss ausgesammelt werden.

Einer schaufelt den Fang auf das Sieb, ein anderer schüttelt. Hol für Hol, Netz für Netz. Sieb für Sieb. Mittlerweile ist es heller, aber immer noch trüb und grau. Der Wind frischt auf und die See wird rauer. Regen läuft den Jungs übers Gesicht und in den Kragen. Der Wind zerrt an ihrer Kleidung. Die Hände sind steif und taub vor Kälte, als wären die Finger nicht Teil ihres Körpers. Regen- und Salzwasser haben das Deck mit einer glatten Eisschicht überzogen. Reste von Grünzeug aus den Netzen schlingen sich um ihre Schuhe. Es ist rutschig und gefährlich. Nach dem Sieben kommt das Kochen. Kessel für Kessel.

Stundenlang! Dabei müssen sie sehr wachsam sein: Werden die Krabben zu lange gekocht, färben sie sich grau, aber sind gut zu pulen. Werden sie zu kurz gekocht, bleiben sie rot und sind nur schlecht aus der Schale zu bekommen. Egal, was um sie herum geschieht, sie müssen aufmerksam sein. Abwechselnd gehen sie ins Ruderhaus, um einen Becher heißen Tee zu trinken, ein Brot zu essen und ein bisschen Wärme zu tanken. Doch die Aufwärmphasen, die ihnen der Alte zugesteht, sind viel zu kurz. Während der Alte warm und trocken auf seinem Hocker sitzt, scheucht er seine Jungs wieder an die Arbeit. Fluchend und schimpfend schleppen sie sich an Deck, das immer rutschiger wird.

Sie arbeiten sich ab an Hol, Wunsch, Steert, Sieben und Kocher. Das Gros der Porren (Krabben) haben sie im Laderaum verstaут, als die Hölle über sie hereinbricht. Der Kutter holt über und eine gewaltige Wasserflut rollt über das Deck. In diesem Moment stößt der Alte die Tür seines Ruderhauses auf, schreit einen Befehl, den der Sturm sofort schluckt. Niemand bemerkt ihn. Die Tür wird ihm aus der Hand gerissen und er verschwindet mit der rückläufigen Wasserflut im Nirgendwo. Sein Schrei geht im Getöse unter.

Die Mannschaft handelt flink, um sich selbst und das Schiff in den Griff zu bekommen. Sie machen

eine Bestandsaufnahme der Schäden, um sie dem Alten zu melden. Doch der ist verschwunden – ist weder an noch unter Deck und auch nicht im Ruderhaus zu finden. Erschöpft und verzweifelt steuern sie den Heimathafen an, um der Ehefrau die Nachricht zu überbringen.

Zwischen Aufbruch und Ankunft liegen zwölf Stunden und ein ganzes Leben. *De Ole* wurde nie gefunden!

SEGLER IN NOT

Auf dem Weg vom Festland zur Hallig Hooge, 1946.

Mein Großvater fährt mit dem Schiff von Bongsiel, ein kleines Dorf auf dem Festland, zurück nach Hooge. Sein achtjähriger Sohn, Neuton, ist wie so oft als Helfer dabei. Er sitzt auf der Kompassbank im Ruderhaus und lässt seinen Blick in alle Richtungen übers Wasser streifen. Er stutzt. Im ersten Moment kann er das, was er sieht, nicht einordnen. Treibt dort ein Schiff kieloben?

Er zeigt es seinem Vater und der reißt sofort das Ruder herum. Nach einer Viertelstunde haben sie die Unglücksstelle erreicht. Neben dem gekenterten Segelboot treiben zwei Männer in Rettungswesten. Gemeinsam versuchen sie das Boot aufzurichten und nach einigen Versuchen gelingt es. Der Anblick im Inneren ist verstörend. Zwischen Bank und Mast haben sich zwei Männer verkeilt. Sie sind tot.

Mein Großvater nimmt alle auf sein Schiff – die Toten und Lebenden – und dreht Richtung Pellworm zum Anleger am Schluut. Das Segelboot wird verankert und später von einem Fischer abgeholt. Neuton

rennt zum Gastwirt und bittet um Hilfe, der benachrichtigt die Polizei und den Arzt der Insel. Der Polizist nimmt die Personalien und den Vorgang auf und nun klärt sich alles. Die Verunglückten sind Kaufleute, die auf dem Weg von der Hamburger Hallig zurück nach Hamburg waren. Der Arzt stellt die Totenscheine aus und untersucht die Überlebenden. Es geht ihnen den Umständen entsprechend gut. Sie müssen zurück ans Festland.

Und wieder fährt mein Großvater mit den Toten und Lebenden über das Meer. Am Pier in Husum erwartet sie die Familie mit einem Bestatter. Es gibt eine förmliche Verabschiedung mit dem Versprechen, dass man dem Jungen, der so fleißig mitgeholfen hat, etwas zukommen lassen würde.

Ziemlich oft wird mein Großvater von seinem Sohn gefragt, wann das Paket eintreffen würde. Es ist nie angekommen.



Mit einem kleinen Segelboot fahren die Jäger zu den Sandbänken.

LORD

*Lundenbergsand auf dem Festland.
In den Raunächten 1951/52.*

Zwischen Weihnachten und Neujahr liegen mein Vater und seine zwei jüngeren Brüder mit dem Schiff im Wattenmeer vor Lundenbergsand. Mein Vater ist 23 Jahre alt, seine Brüder Arde und Neuton sind 21 und 11 Jahre alt. Gemeinsam haben sie das Schiff voll Grand geschaufelt. Nun ist es zu schwer und die Flut nicht hoch genug, um es flottzubekommen. Seit zwei Tagen sitzen sie hoch und trocken.

Mittlerweile ist der Proviant aufgebraucht und sie beschließen, an Land zu laufen. Doch das Wetter ist unberechenbar. Regen peitscht ihnen ins Gesicht und Nebel nimmt ihnen die Sicht. Sie wissen nicht, ob sie noch in die richtige Richtung laufen.

Plötzlich Hundegebell!

Der eine sagt: »Dor lopen wi henn!«

»Nee«, sagt mein Vater, »dat doon wi nich!«

Er mag keine Hunde. Es ist weniger Angst, mehr Unbehagen. Seine Brüder folgen dem Bellen und Vater schließt sich ihnen notgedrungen an. Tatsächlich

erreichen sie den Deich, aber wo sie genau sind, können sie immer noch nicht sagen.

Der Altdeutsche Schäferhund kläfft, reißt an seiner Kette und rennt um den Pflock, an dem er angebunden ist. Bei jeder seiner Bewegungen rasselt die Kette.

Der Bauer öffnet die Tür: »Hem jem sik verlopen? Awer eenerlei, kumm man eerstmaal rin.« (Habt ihr euch verlaufen? Aber egal, kommt erst einmal rein.)

Er lädt die Brüder in sein Haus und als sie eintreten, empfangen sie Wärme und der Duft nach Essen. Ohne zu fragen, stellt die Hausfrau Teller, Besteck und Gläser auf den Tisch. Es ist ein Festmahl! In den letzten Tagen hatten sie nur kalte Speisen gehabt. Als krönenden Abschluss serviert die Bäuerin Milchreis mit Zucker und Zimt und heißen Tee. Was könnte ihnen Besseres passieren?

Der Bauer fragt, wieso sie übers Watt gelaufen sind, wo sie herkommen und was sie vorhaben. Da alle drei Brüder keine Plaudertaschen sind, ist die Unterhaltung etwas einsilbig. Immerhin erfahren sie, dass sie auf der Eiderstedter Seite gelandet sind, und wissen, wie sie ihren Rückweg planen.

Beim Abschied bedanken sie sich für die Gastfreundschaft, das Essen und den Proviant, den die Frau ihnen mitgibt. Der Bauer öffnet die Tür und kalter Wind

zerzt an ihrer Kleidung. Sie schlagen ihre Jackenkragen hoch und ziehen die Mützen herunter. Der Hund kläfft und die Kette rasselt.

»De köön'n jem ok mitnehm'n!«

»Wat?«

Mein Vater guckt etwas schmal, er will den Hund nicht mitnehmen und geht einfach weiter, aber seine Brüder binden den Hund los. Der folgt ihnen – ohne Bellen, ohne Kette, ohne sich noch einmal nach dem Bauern umzudrehen.

Als sie ihr Boot erreichen, klettert der Hund hinein, als hätte er nie etwas anderes gemacht. Der jüngste Bruder reicht ihm Wasser und teilt seinen Proviant mit ihm. Danach legt sich der Hund ruhig unter eine Bank an Deck, so als wolle er nicht bemerkt werden.

Weniger ruhig ist die Diskussion unter den Brüdern. Der Älteste spuckt Gift und Galle: »Sind jem dösig? Wat hem jem sik blots dorbi dacht. Jem weeten doch genau, dat Moder keen Hunde in't Huus hem wüll! Seht to, wodenni jem dat klorkriegen – ohne mi!« (Seid ihr verrückt? Was habt ihr euch bloß dabei gedacht. Ihr wisst doch genau, dass Mutter keine Hunde im Haus haben will. Seht zu, wie ihr das klarbekommt – ohne mich.)

Nachdem sich der Wortsturm gelegt hat, wird der Abend auf dem Schiff noch ganz schön. Sie essen

vom Proviant und zünden sich Zigarren an. Rauch steigt auf und die jungen Männer erlauben sich, zu träumen. Vater erzählt von den Möglichkeiten, die ihm sein Schiff bieten könnte, und wie er sich sein Leben mit einer wachsenden Familie vorstellt.

Der mittlere Bruder träumt von der großen Fahrt und großem Patent. Der Jüngste hört zu und wird immer blasser. Plötzlich fällt er um und bleibt liegen. Die anderen Brüder gucken sich an und fangen an zu lachen.

»De eerste Zigarr weer wull een bäten to veel för em!«

Sie packen ihn in die Kojе und machen sich auf den Weg nach Pellworm; denn das Schiff hat endlich genug Wasser unter dem Kiel.

Der Junge wacht erst auf, als sie anlegen. Da haben die Älteren schon beschlossen, dass er mit dem Hund nach Hooge fährt. Sie müssen schließlich auf Pellworm bleiben und Grand verkaufen. Der Junge protestiert, schimpft und flucht, doch seine Brüder bleiben unbeeindruckt. Er muss mit dem Bus zum Hafen am Schluut auf die andere Seite der Insel fahren. Dort legt das Postschiff nach Hooge ab. Still und gehorsam folgt ihm der Hund ohne Leine, erst in den Bus und dann auf das Postschiff. Alle, die den Altjahrsabend auf Hooge verbringen wollen, nehmen

dieses Schiff und der Onkel des Jungen ist der Kapitän.

Onkel Hans guckt auf den Hund und fragt: »Hest du de op Lunnenbargsand funnen?« (Hast du den auf Lundenbergsand gefunden?)

Keine Antwort. Der Junge dreht sich weg und tut so, als hätte er ihn nicht gehört. Während der Überfahrt stellt er sich die Reaktionen seiner Mutter vor. Was auch immer sie sagen oder tun wird: Er hat Angst davor.

»Hein, so geiht dat nich! Ik wüll dat dore Tier nich in't Huus hem. Rut mit em in'e Stall un dor blifft he!« (Hein, so geht das nicht. Ich will dieses Tier nicht im Haus haben. Raus mit ihm in den Stall und da bleibt er.)

Die Mutter ist entsetzt und verbannt den Hund nach draußen in den Stall. Neben einem abgetrennten Teil des Stalls steht Neutons Bett und es dauert nicht lange, bis der Hund hineinhüpft und die Nacht am Fußende verbringt. Der Hund versteht sehr schnell, wann die Alten abends das letzte Mal nach dem Rechten sehen. Morgens, wenn sich etwas in der Küche regt, schlüpft er aus dem Bett in den Stall.

Der Hund findet ein Zuhause, seinen Vertrauten und bekommt einen Namen: Lord.

Lord ist stark, schnell und schlau, aber er ist kein Jagd-, sondern eher ein Hütehund. Er spürt die Zunei-

gung seiner Menschen und beschützt sie. Und auch wenn es meine Großmutter kaum zugeben würde, sie liebt ihn.

Einen Jagdhund bekommt mein Großvater Jahre später von einem befreundeten Jäger geschenkt: Harras, ein großes Tier mit glänzendem schwarzem Fell. Er ist ein Teufel, der tatsächlich im Stall bleiben muss. Er ist wild, ungestüm, eigenwillig.

Im Herbst begleitet Harras meinen Großvater zur Entenjagd. Um beide Hände für den Schuss frei zu haben, hat sich mein Großvater die Hundeleine um den Stiefel gebunden. Er legt sich auf dem Deich in Deckung, legt an, zielt und ... Harras reißt sich los. Der Hund peitscht durch das Gras zu den Enten und der Stiefel hopst hinterher. Die Enten schnattern und flattern in die Höhe, Harras bellt und springt. Mein Großvater rappelt sich auf. Verdattert und wütend sieht er dem Spektakel zu.

Auf einer Jagd ganz anderer Art ist Harras dafür sehr erfolgreich. Eine Nachbarin meiner Großeltern hat Geburtstag und stellt ihre Torten in die kühle Waschküche. Sie will sie erst anschneiden, wenn alle Kaffeegäste eintreffen. Bei all ihren Vorbereitungen vergisst sie, die Tür zur Waschküche zu schließen. Harras nutzt die Gelegenheit und erlegt alle Torten. Nach seiner Jagd und dem Schmaus liegt er faul in der Sonne. In seinem Bart kleben Sahne und Buttercreme.

Als die Hunde alt und krank sind, will mein Großvater sie mit einem Gnadenschuss von ihrem Leid erlösen, aber bringt es nicht über sein Herz. Still nimmt er Abschied und überlässt es seinem Sohn.

Ungeplant und unverhofft waren Lord und Harras meiner Familie ans Herz gewachsen. Danach gab es keinen Hund mehr auf dem Hof.



Mein Großvater mit einem Gastjäger. Die lange Holzstange mit einem Haken am Ende konnte man auf zwölf Meter Länge ausklappen. Damit wurden die erlegten Seehund ins Boot geholt.

TOD AUF DER SANDBANK

Auf dem Schiff im Wattenmeer. August 1954.

Es ist ein wunderschöner Tag. Die Spätsommersonne taucht alles in ein weiches Licht. Der Himmel strahlt, das Wasser glitzert und der Sand leuchtet. Austernfischer stelzen am Ufer entlang und ihre roten Schnäbel glimmen wie kleinen Flammen. Möwen zerfetzen mit ihrem Schrei die stille Luft. Ein Schiff zieht Spuren in das Wasser und fächert die Wellen hinter sich auf. Es fährt eine Seehundsbank an.

Mein Großvater steuert das Schiff und mein Onkel sitzt an Deck. Sie bringen zwei Jäger zu den Seehundsbänken. Der eine ist so alt wie mein Großvater, Mitte fünfzig, und steht vorne am Bug. Er ist ein erfahrener Jäger. Der andere ist jünger und man spürt ihm seine Unsicherheit an. Es ist seine erste Jagd in einem unbekanntem Revier.

Mein Großvater lenkt sein Schiff so nah wie möglich zur Sandbank. Er ankert und holt das Beiboot längsseits. Mein Onkel rudert nun die Männer bis zur Sandbank. Die Tiere dösen in der Sonne. Ihr Fell wirkt fast silbrig. Sie liegen auf dem Bauch und ab

und zu hebt sich eine Vorderflosse wie eine kleine Flagge.

Mein Onkel Neuton lässt die Männer aussteigen und rudert zurück zum Schiff. Sein Vater wird winken, wenn er sie wieder abholen soll. Die Männer krepeln sich die Hosenbeine hoch und robben auf dem Bauch über den Sand. Mein Großvater führt sie gegen den Wind, damit die Tiere sie nicht wittern. Als sie eine passende Stelle finden, winkeln sie die Unterschenkel an, als wären es Schwanzflossen, und positionieren ihre Flinten. Die Seehunde sind knapp dreißig Meter entfernt und drehen schon die Köpfe, doch es ist zu spät. Der ältere Jäger schießt und trifft. Er lässt die Waffe sinken, atmet aus und steht auf. Dann fällt er um. Mein Großvater beugt sich über ihn, will helfen. Er tastet Hals und Handgelenk ab – nichts. Er hält seine Hand an dessen Lippen, um den Atem zu spüren – nichts. Er drückt sein Ohr auf die Brust des Jägers – nichts. Der Mann ist tot.

Mein Großvater winkt seinem Sohn zu, dass er sie abholen soll. Der ist verwirrt. Wieso liegen da zwei Hunde? Es gab doch nur einen Schuss. Erst als er auf der Sandbank ist, begreift er, dass ein Mensch aus dem Leben gerissen wurde. So schnell kann es gehen, und nun?

Sie müssen den Mann nach Pellworm bringen. Es ist erschreckend und mühsam, den schweren, großen

Körper in das Beiboot zu hieven. Dabei ist der Höhenunterschied zwischen Sand und Boot nicht so groß. Viel schwieriger wird es, den Verstorbenen ins Schiff zu heben. Sie schaffen es, weil sie müssen. Sie legen den Mann unter das Vordeck und umhüllen ihn mit einer Persenning. Der schwere Stoff verwischt die Konturen des Mannes.

Mein Großvater geht noch einmal zur Sandbank, zieht dem Seehund das Fell samt Speckschicht ab und schneidet die Leber heraus. Der Kadaver bleibt zurück.

Mit ihrer traurigen Fracht fahren sie nach Pellworm und legen am Schluut an. Dort informieren sie den Wirt des Gasthauses und der ruft den Inselarzt. Es dauert nicht lange und der Inselarzt knattert mit seinem Moped den Deich herunter. Er untersucht den Verstorbenen und stellt den Totenschein aus. Dann ist er so schnell wieder verschwunden, als wäre er nicht da gewesen.

Der schöne Sommertag ist dunkel geworden. Die Nacht verbringen alle auf Pellworm, nur der Verstorbene bleibt im Schiff – wiegend auf dem Wasser und verborgen unter der Persenning. Erst am nächsten Morgen wird er nach Husum gebracht werden, wo seine Frau auf ihn wartet.

WAL IN SICHT

Hallig Hooge. Dezember 1984.

»Ik seh hier vör de Kant een Waal swimmen. Kikkst du maal, wat du de ok sühst?«

Es ist der 22. Dezember, als mein Onkel diesen Anruf von Westerwarft auf Hooge bekommt. Gemeinsam mit seinem Sohn Heini macht er das Schiff klar und sie folgen dem Wal, der Richtung Festland schwimmt.

Die Halligbewohner sind in großer Aufregung.

»Een Waal hier bi uns?«

»Wahnsinn!«

»So dicht kaamen de doch sunst nich ran...«

Sie schauen übers Wasser und wollen den Wal sehen oder wenigstens seinen Blas. Jeder will ihn sehen. Jeder will mitreden. Doch genauso schnell, wie er gekommen ist, ist er auch wieder verschwunden. Noch lange sinnieren die Menschen, was ihn fernab seiner Wanderoute in ihre flachen Gewässer gelockt hat.

Mein Onkel und sein Sohn folgen dem Wal. Er hat sich vom Festland abgewendet und schwimmt zwischen den Sandbänken bis nach Jappsand. Stunden-

lang verfolgen sie seinen Blas bis ins offene Meer. Irgendwann drehen sie bei, doch nun verfolgen sie den Wal in Büchern. Jetzt wollen sie es wissen: Was war das für ein Tier?

Sie wissen, dass der Postschiffer Bücher über Wale hat. Also besuchen sie ihn und wälzen sich durch Texte über Größe, Länge, Form. Es muss ein Weißwal gewesen sein. Der war weiß? In der Aufregung haben sie nicht darauf geachtet, aber ja, er war schnell, groß und hellhäutig. Seine Tarnung für die Arktis macht ihn in der dunklen Nordsee erst recht sichtbar.

Heute besuchen uns ab und zu Schweinswale. Während ihrer Wanderungen tummeln sich diese Delfine oft vor Sylt. Der Seehund ist das populärste Tier der Nordsee. Sein Brüllen, Grunzen und Bellen trägt der Wind über das Meer. Der Bestand hat sich erholt und wenn man die Tiere auf den Sandbänken dösen sieht, heben sie manchmal ihre Vorderflosse wie eine kleine Flagge.